

Laudatio auf Dmitrij Kapitelman „Eine Formalie in Kiew“

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Dmitrij Kapitelman,

eine der uralten Geschichten der Menschheit ist eine Fluchtgeschichte. Das Volk Israel flieht vor einem ungerechten Pharao aus Ägypten in das gelobte Land Kanaan. Es ist ein Land, in dem angeblich Milch und Honig fließen. Erzählt wird die Geschichte im Tanach der Juden, in der Bibel der Christen und auch im Koran, der heiligen Schrift des Islam. In allen Versionen dieser Geschichte ist von der tiefen Erschütterung und anhaltenden Verstörung die Rede, die diese Flucht in den Fliehenden hinterlässt. Ihre Verunsicherung geht so weit, dass die Geschichte scharf zwischen den Generationen unterscheidet: 40 Jahre lang irrt das Volk Israel durch die Wüste bis die Generation, die aufbrach, gestorben ist. Nur deren Kinder kommen tatsächlich in Kanaan an.

Von einer solchen Fluchtgeschichte in ihrer zeitgenössischen Version erzählt auch Dmitrij Kapitelman in seinem Buch „Eine Formalie in Kiew“. Diese Flucht führt zwar nicht von Ägypten nach Kanaan, sondern von der Ukraine nach Deutschland, von Kiew nach Leipzig, und auch sonst haben sich die äußeren Rahmenbedingungen so gründlich verändert, dass man das mythische Urbild in der heutigen modernen Ausformung kaum noch wiedererkennt. Aber ein paar Faktoren bleiben unverändert: Der Ausbruch aus einem ungerecht regierten Staat, die Hoffnung auf ein Land, in dem Milch und Honig fließen, die tiefe, fürs Leben verletzende Erfahrung der Fliehenden und der schmerzhafteste Bruch zwischen den Generationen, die diese Fluchtgeschichte durchleben.

Wie tief dieser Bruch reicht, der in Kapitelmans Buch eine Familie zerreißt, macht Kapitelman gleich auf der ersten Seite klar. Sein Ich-Erzähler Dmitrij erinnert sich an den aktiven, geschäftstüchtigen Vater aus der Zeit in der

Ukraine und ist verzweifelt über „Vati-Shabbati“, der in Deutschland jeden Schwung verloren hat und seine Zeit am liebsten schicksalsergeben auf dem Sofa verbringen will. Und Dmitrij schwärmt von seiner „Damals-Mama“, die in Kiew „die Liebe selbst“ gewesen sei und ist inzwischen voller Wut auf die „Heute-Mutter“, von der er sich verraten und missachtet fühlt.

Es ist zwar nicht 40 Jahre, aber immerhin rund 25 Jahre her, dass Dmitrijs Familie aus Kiew zu ihrem familiären Exodus nach Leipzig aufbrachen. Dmitrij war damals 8 und ist jetzt 32. Er spricht inzwischen nicht nur perfekt Deutsch, sondern sogar, wenn er will, perfekt Sächsisch. Er hat die deutsche Schule abgeschlossen und eine gute Ausbildung. Kurz: Er ist in seiner neuen Heimat, dem einst gelobten Land, voll und ganz angekommen. Seine Eltern Vera und Leonid dagegen haben nach wie vor nicht nur sprachliche und berufliche Probleme in Deutschland, sondern trauern, seit sie in Leipzig wohnen, dem alten, verschwundenen Kiew nach, das ihre alte Heimat war. Mit anderen Worten: Sie sind noch immer auf der Reise, ihr Herz ist halb hier und halb dort – und die Vermutung liegt nahe, dass es für sie auch weiterhin so bleiben wird und sie, wie einst die Kinder Israels, nie wirklich ankommen, sondern bis zum Ende ihrer Tage in einer seltsamen Zwischenwelt umherirren zwischen einem nicht mehr rückgängig zu machenden Aufbruch und einem nie mit ganzer Person erreichten Ziel.

Der Historiker Andreas Kossert hat kürzlich ein Standardwerk über die Menschheitsgeschichte der „Flucht“ (Siedler Verlag) geschrieben. „Auf die Flucht gehen“, schreibt er, ist „ein ungeheuerlicher Vorgang, der das gewöhnliche Vorstellungsvermögen sprengt“. Die Flucht ist ein lebensverändernde Heimsuchung für die, die fliehen müssen, ein unabsehbarer Aderlass für die Länder, die verlassen werden, und eine sehr ernste und

komplizierte Aufgabe für das Land, das die Fliehenden aufnimmt. An keinem davon geht sie spurlos vorüber, sie verändert alles.

Für Dmitrijs Familie fällt die Schicksalsprüfung allerdings besonders hart aus. Dmitrijs Vater ist Jude, seine Mutter stammt aus Moldawien, beide waren also schon in Kiew bis zu einem gewissen Grad Außenseiter. Zudem ist Dmitrijs Schwester Tonja schwerstbehindert, sie braucht Pflege rund um die Uhr, was unvermeidlich auch Dmitrijs Kindheit überschattet, der als gesundes Kind nie die volle Aufmerksamkeit seiner Eltern erhält und doch das Gefühl haben muss, das Schicksal habe ihn gegenüber seiner Schwester in unbegreiflichem Maße bevorzugt.

Der Zorn auf seine Heute-Mutter, die nicht mehr die liebevolle Damals-Mama ist, die Ungeduld mit seinem erschöpften Sofa-Vater, das heimliche Schuldgefühl seiner gepeinigten Schwester gegenüber – das alles will Dmitrij endlich hinter sich lassen und beantragt die deutsche Staatsbürgerschaft, um so einen mehr als nur symbolischen Trennungsstrich zu ziehen zwischen sich und dem Rest seiner Familie, die auch nach 25 Jahren noch im prekären Status der Kontingentflüchtlinge lebt. Doch um sein deutschen Pass zu erhalten, muss sich Dmitrij durch einen ganzen Parcours bürokratischer Hürden hindurchkämpfen – und um eines dieser besonders fragwürdigen, schikanösen Hindernisse zu überwinden, ist er gezwungen, nach Kiew zu reisen.

Dieser lästige Trip wird für Dmitrij zur Reise in eine Kindheitsvergangenheit, die er lange schon abgetan und hinter sich gelassen zu haben glaubt. Es ist eine Reise, die ihn verwandelt und ihn seinen Eltern wieder näher bringt. Reisende in der Literatur sind fast immer Wandlungsreisende. Dmitrij erkennt in Kiew so vieles wieder: die Gerüche, der Geschmack des Essens, die fahlen Fassaden der Häuser, das permanente, laute Schimpfen auf die Regierung, von der sich

alle bestohlen fühlen und weit zurückliegende Erinnerungen steigen wieder herauf, wie zum Beispiel die strikte Ermahnung der Mutter, niemals auf Gullydeckel zu treten.

Es ist diese Wiederbegegnung mit der ferngerückten ehemaligen Heimat, durch die Dmitrij lernt, seine Eltern mit anderen Augen zu sehen. Er begreift, was für eine Kraft sie der Entschluss gekostet haben muss, die vertraute Ukraine zu verlassen und sich auf den Weg zu machen in ein unbekanntes Deutschland. Er begreift, welche Anstrengungen in diesen Aufbruch geflossen sind, auch wenn ihre neue deutsche Existenz sich eher bescheiden ausnimmt. „Meine Eltern sind weit gekommen“, wird ihm allmählich klar, „das muss ich ihnen lassen.“

Vor allem aber wird ihm klar, wie ähnlich er seinen Eltern letztlich ist – vor allem seiner Mutter – mit der er in Deutschland keinerlei Gemeinsamkeiten mehr zu haben glaubte. Immer neue Ähnlichkeiten mit ihr entdeckt er bei sich, in Äußerlichkeiten, aber auch im Verhalten und in seiner Sicht auf die Welt. Sogar ihre besessene Liebe zu Katzen, die ihn in Deutschland buchstäblich aus dem Elternhaus vertrieben hat, findet er in der Ukraine bei sich selbst wieder.

Natürlich sind die Konflikte der Familie damit nicht von einem Moment auf den anderen aus der Welt geschafft. Wie viele andere Kinder kann auch Dmitrij zunächst nicht gut mit der Tatsache umgehen, dass er allmählich in das Alter kommt, in dem nicht mehr die Eltern für ihn sorgen, sondern er Verantwortung für seine Eltern übernehmen muss. Als zunächst sein Vater zu ihm nach Kiew kommt und ernste Krankheitssymptome zeigt, ist er empört darüber, dass sich nicht die Mutter um ihn kümmert, sondern ihm diese Aufgabe überlässt. Auch die zunehmende Schwäche seiner Mutter sieht er immer deutlicher – und reagiert wie viele andere Kinder zunächst mit Abwehr und Wut darauf.

Aber Kapitelman zeigt mit viel Fingerspitzengefühl, mit Witz und Klugheit, wie sein alter ego Dmitrij schließlich in seine neue Rolle innerhalb der Familie hineinwächst. Er schließt nicht die Augen vor den Schwächen der Eltern, aber beginnt sie aus ihrer Migrationsgeschichte und ihrem Alter heraus neu zu begreifen. So lässt Kapitelman seinen Roman mit einem hoffnungsvollen Gruppenbild ausklingen. Als der Vater nach überwundener schwerer Krankheit zum ersten Mal wieder durch Kiew spazieren kann, begleiten ihn seine Frau und sein Sohn und Dmitrij verspürt nach langer Zeit wieder das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Familie: „Draußen fasst Heute-Mama Heute-Papa rechts unter; ich stütze ihn links. Eine kleine, krumme, verzahnte, wunderschön gebrechliche Familienkette bilden wir.“ Und man spürt seinen stolz, dieser krummen, gebrechlichen Familie anzugehören.

Lieber Dmitrij Kapitelman, ihr Buch „Formalie in Kiew“ macht es sich nicht leicht, es zeigt viel von den unendlichen Herausforderungen, die zu jeder Fluchtgeschichte gehören und verschweigt nicht die tiefe Kluft, die sie in einer Migrantenfamilie aufreißen können. Und damit noch nicht genug, ihr Buch verschweigt auch nicht die Kontroversen, die jede andere Familie auch ohne Migrationsgeschichte auseinanderreißen können. Ihr Buch ist sehr ehrlich, aber auch so genau, so psychologisch scharfsichtig und erzählerisch überzeugend, dass man ihm die Wiedervereinigung einer ehemals zerstrittenen Familie glauben kann. „Formalie in Kiew“ erzählt die Geschichte einer Flüchtlingsfamilie, die ihren Sohn verliert, weil er ihr weit vorausseilt und die Geschichte eines Sohnes, der in seine Vergangenheit zurückreist und dabei seine Familie wiederfindet. Lieber Dmitrij Kapitelman, ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Buchpreis Familienroman 2021 der Stiftung Ravensburger Verlag.